

Personalia

Interview

INTERVIEW: MANFRED THALLER



Manfred Thaller

Foto privat

Herr Thaller, Sie stammen aus Österreich, wurden dort in Geschichte promoviert und haben ein Postdoc-Diplom in empirischer Soziologie erworben. Am Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte waren Sie lange verantwortlich für den Arbeitsbereich historische Fachinformatik. Im norwegischen Bergen haben Sie das geisteswissenschaftliche IT-Programm mitbegründet, und seit 2000 sind Sie in Köln Professor für historisch-kulturtwissenschaftliche Informationsverarbeitung. Im Hinblick auf die Langzeitarchivierung digitaler Ressourcen, um die es in diesem Themenheft der ZfBB geht, bitten wir Sie, uns die Nutzerperspektive, also die Erwartungen der Forscher zu erhellen.

Für die Leser der ZfBB ist vielleicht noch von Interesse, dass ich im europäischen Projekt DELOS dem Cluster Langzeitarchivierung angehöre. Ich bin außerdem Mitglied des Bibliotheksausschusses, so dass ich mit dieser Frage auch aus der engeren Sicht des Bibliothekswesens befasst bin.

Bei Überlegungen über die Langzeitarchivierung digitaler Ressourcen steht die Selektion an erster Stelle. Was soll aus Nutzersicht bewahrt werden?

Wenn wir von der Langzeitarchivierung sprechen, müssen wir zwei Komplexe unterscheiden, die leider häufig vermischt werden. Die Frage, ob etwas langfristig sichergestellt werden soll, was gezielt digitalisiert wurde – also das, was im Bibliotheksreich normalerweise auf die Bezeichnung »Retrodigitalisierung« hört –, ist eine Sache, und eine völlig andere Sache ist die Frage, wie man etwas langfristig aufbewahren kann, was unter die Kategorie »born digital« fällt, also digitale Dokumente, die als solche entstanden sind. Ich gehöre wahrscheinlich zu einer Minderheit, wenn ich behaupte, dass die Probleme bei der Archivierung des Materials, das gezielt retrodigitalisiert wurde, im Grunde genommen eigentlich gelöst sind. Hier gibt es relativ wenige Faustregeln. Wenn diese berücksichtigt werden, dann ist das Material in dem Zustand, in dem es jetzt digitalisiert wurde, langfristig sicher. Das andere Problem besteht in der Tat in der Frage, welche Materialien langfristig sichergestellt werden sollten, die jetzt digital entstehen. Ich fürchte, dass die Geisteswissenschaften darüber noch nicht so viel nachge-

dacht haben, wie sie es tun sollten. Dabei sollte nur für Eines gesorgt werden: Die Situation darf sich – gegenüber dem Zustand bei herkömmlichen Medien – nicht verschlechtern.

Gibt es Ihrer Ansicht nach auch digitale Ressourcen, die nicht langfristig bewahrenswert sind?

Aus geisteswissenschaftlicher Sicht ist das natürlich eine schwierige Frage. Man hat es nie so ausgesprochen, aber die Vorstellung geistert sehr wohl durch das Bibliothekswesen, dass alles, was gedruckt publiziert wird, im Prinzip bewahrt werden soll. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu den Archiven, die nie den Anspruch erhoben haben, dass alle Dokumente aufbewahrt werden, sondern nur die »wichtigsten«. Wobei die Anführungszeichen um dieses »die wichtigsten« schon Generationen von Archivaren beschäftigt haben.

Was könnten dafür allgemeine Selektionskriterien sein?

Im Bibliothekswesen verwischen sich Grenzen zu den anderen klassischen Kulturerbe-Einrichtungen, den Archiven und Museen. Noch sind Bibliotheken aber Orte zur Aufbewahrung von Dokumenten, die einem formellen Publikationsprozess entstammen, die also von vornherein dafür gedacht waren, der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stehen. Diese erste Eingrenzung hat zugleich eine positive Konsequenz: Alles, was in einem formellen Publikationsprozess vorgelegt wurde, ist prinzipiell bewahrenswürdig. Inwieweit dies in der Vergangenheit realistisch war, ist schwer abzuschätzen. Prinzipiell würden wohl alle Bibliothekare davon ausgehen, dass auch relativ unwichtige Kolportageromane der 1920er Jahre im deutschen Bibliothekssystem auffindbar sein sollten. Also würde man auch davon ausgehen, dass nicht besonders erhellende Computerspiele, die aber auch Publikationen darstellen, im Jahre 2100 noch verfügbar sein sollten. Trotzdem ist diese Einschränkung nicht unerheblich. Die Frage, wer beispielsweise den Inhalt des Internets sicherstellt, die auch von Bibliothekaren gern diskutiert wird, ist meines Erachtens eine Herausforderung, die eigentlich andere Sektoren einer weiter verstandenen Informationsinfrastruktur, nicht die Bibliotheken, betrifft.

Ist es nicht so, dass hier das Meiste informell publiziert wird?

Eben: Bibliotheken haben bisher definiert, dass alles, was einem formellen Publikationsprozess unterworfen ist, bewahrt werden müsse. Sie müssen vielleicht stärker den Umkehrschluss anwenden, dass andere Informationen so behandelt werden können, wie die Archive das getan haben: Nämlich streng selektiv. In

diesem Zusammenhang würde ich gern darauf hinweisen, dass es in den Geisteswissenschaften vor etwa zwanzig Jahren erhebliche Klagen darüber gab, dass Geschichte in Zukunft nicht mehr so geschrieben werden könnte wie in der Vergangenheit, weil wesentliche Teile der Kommunikation nicht mehr schriftlich liefern, sondern über das Telefon. Mittlerweile haben wir die merkwürdige Situation, dass genau dieses Argument wieder zurückgenommen werden muss, weil durch das Auftauchen der E-Mail vermutlich mittlerweile mehr verschriftlichte Kommunikation vorliegt als vor der Erfindung des Telefons. Allerdings hat noch nie jemand vorgeschlagen, dass sämtliche Briefe des 19. Jahrhunderts aufbewahrenswürdig seien, und auch heute würde nicht jedes Briefkonvolut des 19. Jahrhunderts, das bis heute überlebt hat, notwendigerweise aufbewahrt werden. Deshalb erscheint mir der Totalitätsanspruch, »das Internet« auf ewig aufzubewahren, auch überzogen.

Was halten Sie dann von Aktivitäten wie archive.org in den USA?

Grundsätzlich finde ich das Projekt ausgesprochen interessant. Ich muss allerdings zugeben, dass es mir in seiner jetzigen Form nicht sinnvoll erscheint, weil hier Unmengen von völlig redundanten Informationen gesammelt werden. Die Speicherung sämtlicher akzidentiellen Änderungen, wie archive.org sie festhält, führt nur zu Unübersichtlichkeit, und nach der derzeitigen Struktur des Internet halte ich es auch für übertrieben, jegliche Zwischenform ohne kontrollierten Prozess auf Dauer aufzubewahren. (Vor allem, weil das Internet, wie es realiter besteht – nicht wie es vor Berners-Lee in der *Hypertext Community* diskutiert wurde! –, Änderungen eben als genuin akzidentiell ansieht.) Das Kriterium der Öffentlichkeit ist auch in einer anderen Hinsicht wichtig. Wenn man etwas veröffentlicht, hat man sich damit natürlich auch festgelegt und nimmt in Kauf, dass Fehler für alle und für immer sichtbar bleiben. Die Reputation von Wissenschaftlern beruht ja auf ihrer Bereitschaft, eine Meinung in den öffentlichen Raum zu stellen im Bewusstsein, dass sie davon nie wieder zurück können, ohne zuzugeben, geirrt zu haben. Daher bedeutet die Tatsache, dass sich digitale Publikationen ständig ändern, zunächst eine Abwertung des Publikationsbegriffs. Um dem entgegen zu wirken, schiene es mir sinnvoller, auch Websites nur in genau definierten Zuständen zu archivieren, die dauernd zugänglich und als solche voll zitierfähig sind, anstatt zu versuchen, die handschriftlichen Notizen, die die nächste Auflage vorbereiten, zur Gänze öffentlich nachvollziehen zu wollen. Das ist natürlich ein Dilemma, denn die Pointe digitaler Publikationen

ist ja eigentlich gerade, dass verschiedene Auflagen nicht mehr nötig sind, weil sich Informationen ständig ändern können. Aber hier vermischt man meines Erachtens zwei Ebenen. Genauso wie ein öffentlicher Vortrag etwas Anderes ist als ein Gespräch unter vier Augen, das eine geringere Verbindlichkeit hat, müssen wir auch bei digitalen Informationsmedien zwischen verbindlichen und unverbindlichen Äußerungen unterscheiden.

Wer wäre die geeignete Instanz, Selektionskriterien zu bestimmen und eine Auswahl zu treffen?

Prinzipiell sollte sich hier ein Berufsbild aus dem klassischen Berufsbild der Archivare entwickeln. Das ist nicht als Unfreundlichkeit gegenüber den Bibliotheken gemeint, aber sie halten sich eben an das implizite Kriterium, dass alles Publizierte fraglos bewahrt wird, während der Versuch auszuwählen, was bewahrenswürdig ist, essenziell ein archivisches Unternehmen ist. Man muss andererseits offen sagen, dass dies an der Realität der Bundesrepublik im Augenblick bedauerlicherweise völlig vorbei geht, weil die Archive derzeit mit Sicherheit nicht in der Lage sind – nachdem sie sich bei der Einführung der Informationstechnologie allzu lange zurückgehalten haben –, die jetzt kurzfristig anstehenden Probleme wirklich zu lösen. Aber grundsätzlich müsste es ein Berufsbild sein, das wohl eher aus dem des Archivars stammt. Auf keinen Fall kann man die Historiker selbst fragen. Die können zwar sagen, was aus Sicht der heutigen Forschungsinteressen sicher gestellt werden sollte, aber sie könnten definitiv keine Auskunft darüber erteilen, was aus der Sicht der Forschungsinteressen des Jahres 2100 relevant ist. Man hätte im Jahre 1900, ganz zu schweigen vom Jahre 1800, deutlich andere Dokumente aufbewahrt, wenn man gewusst hätte, welche Interessen heute bestehen.

Wie ausschlaggebend sind Ihrer Meinung nach digitale Ressourcen überhaupt als Teil des kulturellen Erbes?

Hier stehen wir vor massiven Umbrüchen. Ich gehöre zu denjenigen – und habe das auch in Komitees und Strategiediskussionen immer vertreten –, die durchaus davon ausgehen, dass wir in zehn bis zwanzig, dreißig Jahren alles, was heute gedruckt vorliegt, in digitaler Form vorliegen haben werden. Grundsätzlich ist es so, dass sich die Informationsmenge, die man für einen gleich bleibenden Geldbetrag innerhalb eines überschaubaren Projektzeitraums digitalisieren kann, etwa alle vier bis fünf Jahre verzehnfacht, und es gibt keinen Grund anzunehmen, dass sich dieser Trend in näherer Zukunft signifikant verlangsamt. Daraus ergibt sich eine ganze Reihe von einschneidenden Fragen,

die auch, aber nicht nur die Langzeitarchivierung betreffen. Wenn wir von Historikern und Geisteswissenschaftlern ausgehen: Mit Ausnahme von extrem wenigen, hoch spezialisierten Epochen in der Geschichte stimmt es eigentlich nicht, dass die Geschicklichkeit des Historikers im Auffinden von Quellen besteht. Die eigentliche Geschicklichkeit eines Historikers besteht darin, aus einer beliebigen Materialmenge das herauszufinden, was sinnvoll in eine synthetische Darstellung eingebunden werden kann. Diese Situation wird sich in absehbarer Zeit noch verschärfen, weil wir bisher vor den Quellen einfach dadurch geschützt waren, dass sie relativ mühsam zugänglich waren. Vor allem wenn man sich als Historiker mit Bibliotheksmaterial beschäftigt, das älter als hundert Jahre alt ist, läuft das oft auf lange Wartezeiten und Reisen hinaus. Strukturell gibt es aber keinen Grund, warum wir nicht in zehn bis zwanzig Jahren all diese Texte unmittelbar am Schreibtisch verfügbar haben sollten. Das wird sowohl die Formulierung historischer Themen und die Modelle zur Synthese von historischen Darstellungen als auch nicht zuletzt die Suchstrategien verändern.

Auf welche Änderungen werden sich mit den Geisteswissenschaftlern die Bibliothekare einstellen müssen? Zunächst wird man sicher das Berufsbild des Fachbibliothekars, der einen eng umgrenzten Spezialbestand betrachtet, ein wenig anders auffassen müssen. Derzeit können Fachbibliothekare, deren Beruf sich auf Spezialsammlungen bezieht, im Wesentlichen davon ausgehen, dass die Benutzer zu ihnen kommen. Dementsprechend ist die Vorstellung eines Fachbibliothekars sehr häufig, dass das Wichtigste, was er tun kann, darin besteht, Benutzern den idealen Katalog vorzulegen, damit sie erst dann in die jeweilige Bibliothek kommen, wenn sie genau wissen, was sie ansehen wollen. Dagegen sollten wir nicht vergessen, dass

Kataloge nur erfunden worden sind, weil die Bibliotheksbestände irgendwann so groß waren, dass man sie nicht mehr allgemein zugänglich aufstellen konnte – nicht weil die Wissenschaftler keine Lust mehr gehabt hätten, die Bücher anstelle der Katalogise in die Hand zu nehmen. Kataloge waren aus der Sicht des Benutzers also immer ein Notbehelf und kein Ersatz für die Originale. Hingegen kann man bei einer systematisch organisierten digitalen Bibliothek davon ausgehen, dass sehr viel weniger Informationen vorhanden sein müssen, um die Entscheidung für den sehr viel einfacheren Zugriff auf das Werk zu ermöglichen. Übrigens kann man aus meiner Sicht gar nicht oft genug darauf hinweisen, dass neuere Information Retrieval Literatur stark davon ausgeht, dass die Strategie »Informationsfindung durch ›intelligentes Blättern‹« unter den Bedingungen des WWW sehr viel weiter Entwicklungswürdig erscheint als die Strategie »Informationsfindung durch ›formalisiertes Suchen‹«.

Hier müssten also Bibliothekare den Nutzern stärker entgegen kommen.

Ja, sie müssten Kataloge entwickeln, die weniger der Suche gewidmet sind, als beispielsweise in der Form von assoziativen Netzwerken dem Versuch dienen sollten, die verschiedenen Wissensgebiete miteinander zu verbinden. Und hier würden sich zum Teil ja auch klassische Probleme erübrigen. Es ist zwar relativ schwierig, ein physisches Buch unter zehn verschiedenen Sachgebieten aufzustellen, es ist aber kein besonderes Problem, auf ein virtuelles Buch von zehn Stellen einer Systematik aus zu verweisen.

Wie sähe dann ein optimales Nutzungsszenario für digitale Ressourcen aus?

Meines Erachtens wäre der wesentliche Punkt für die zukünftige Nutzung aller Arten von Ressourcen, dass

ZUR PERSON

- Geb. **18.3.1950** in Feldbach, Österreich
- Studium der Geschichte und Altorientalistik, **Promotion** Neuere Geschichte 1975, Graz
- **Postdoc.** Soziologie, Institute for Advanced Studies, Wien, 1978
- Wiss. Referent, **Max-Planck-Institut** für Geschichte, Göttingen, 1978–1997
- Direktor Humanities Information Technology Centre und Prof. Humanities Computing Science, **Universität Bergen**, Norwegen, 1997–2000
- Prof. Historisch-Kulturwissenschaftliche Informationsverarbeitung, **Universität zu Köln**, 2000

Forschungsinteressen:

Nicht relationale Datenmodelle, kontextsensitive Datenmodelle, Beziehungen zwischen Markup-Sprachen und low level Datenstrukturen, Digitale Bibliotheken

die Medienbarrieren verschwinden. Wir haben derzeit die Situation, dass man in den OPAC geht, um ein lokal vorhandenes Buch auszuleihen, häufig immer noch ein spezielles Interface benutzt, um in bestimmten Projekten angelegte digitale Dokumente zu bearbeiten, auf den CD-Server einer Uni-Bibliothek zugreift, um Datenbanken zu verwenden, die von einem Verlag gekauft wurden, sich über eine wiederum völlig andere Zugangsschiene an Subito wendet, wenn man einen Aufsatz braucht. Der wesentliche Schritt – der meines Erachtens nicht aggressiv genug ins Auge gefasst wird – sollte darin bestehen, dass diese Unterschiede verschwinden. Gerade konservative Kollegen beklagen gern, dass die heutigen Studenten alles, was es nicht im OPAC gibt, ignorieren, also etwa Bestände in noch nicht digitalisierten Zettelkatalogen. Aber das ist schlicht ein nachvollziehbares menschliches Verhalten, das besagte Kollegen beim oft extrem langen Verzicht auf die Rezeption neuerer Informationszugänge ihrerseits genauso an den Tag legen. Deshalb müssen die Unterschiede zwischen den Zugangswegen abgebaut werden, und ich persönlich würde mir sogar eine Webpräsenz nicht einzelner Bibliotheken, sondern ausschließlich eines über ein einheitliches Bibliotheksportal erreichbaren Bibliothekssystems wünschen, von dem man erst sekundär zu den Dienstleistungen einzelner Institutionen geleitet wird.

Was halten Sie auf dem Weg zur vereinheitlichten Nutzeroberfläche von bisherigen Kooperationen auf nationaler Ebene?

Die nationale Abstimmung gelingt ausgesprochen schlecht, aber das ist ein Problem, das meines Erachtens über das Digitale hinausgeht. Hier wäre sicher ein wesentlicher Handlungsbedarf. Das hängt auch damit zusammen – und hier wiederhole ich, was ich in einem kürzlich fertig gestellten Evaluierungsbericht für die DFG geschrieben habe –, dass die Bundesrepublik an sich international gesehen mit digitalen Ressourcen relativ gut ausgestattet ist. Allerdings gibt es nahezu kein anderes mir bekanntes nationales Bibliothekssystem, das insgesamt derartig unfähig ist zu zeigen, über wie viel es eigentlich verfügt. Höchstens in Italien herrscht noch eine vergleichbar kontraproduktive Konkurrenz zwischen den einzelnen Bibliotheken, so dass man etwa in Bologna nicht weiß, was es in Florenz gibt, und umgekehrt. Das bedeutet natürlich mindestens auch eine Verschwendungen von Geldmitteln, insofern als diese Ressourcen nicht genutzt werden. Zwar ist bisher zumindest nicht in signifikantem Umfang Material zweimal digitalisiert worden, aber ein großer Teil des Aufwandes für die Digitalisierung ist verloren,

wenn hinterher niemand weiß, dass dieses Material digital vorhanden ist.

Sind Fachbibliotheken hier besser qualifiziert?

Ich kann mir vorstellen, dass wir in Zukunft einen stärkeren Unterschied sehen zwischen dem, was eine Bibliothek tut, um vorhandene Informationen digital bereitzustellen, und dem, was eine Bibliothek tut, um Informationen aus mehreren Quellen zusammenzufassen. Ich glaube, dass Facharchive, Spezialsammlungen und ähnliche Einrichtungen die offensichtlichen Träger aller Aktivitäten sind, die ihre Bestände digital bereitstellen. Ich würde aber davon ausgehen, dass die integrierenden Oberflächen, die den Zugriff darauf gewährleisten, eher von allgemeinen Bibliotheken geleistet werden sollten.

Werden Ihrer Ansicht nach dafür auch in internationalem Kooperationsprojekten die Weichen richtig gestellt?

Ich muss zugeben, dass ich über die derzeitige EU-Politik alles andere als glücklich bin und persönlich hoffen würde, dass zumindest diese sich ändert, wenn bei den Antworten auf die Google-Initiative schon nichts Anderes herauskommt. Die internationale Kooperation erschöpft sich meines Erachtens darin, dass viel zu viele Standardisierungsprojekte finanziert werden, während man auf Grund dieses letzten Endes aussichtslosen Versuches, vorher die ideale Struktur für Ressourcen zu entwerfen, deren Eigenschaften wir eben erst zu verstehen lernen, viel zu sehr darauf verzichtet, tatsächlich digitale Inhalte zu generieren.

Sind Sie also zuversichtlich, dass man die Standardisierung auch im Nachhinein noch problemlos vornehmen kann?

Ja, wenn man ein gewisses Minimum an relativ leicht einzuhaltenden Dingen befolgt, ist das durchaus zusammenführbar. Hier herrscht ohnehin aus meiner Sicht ein Missverständnis: Digitale Daten sind wandelbar. Wenn man gedruckte Verzeichnisse hat, die nach unterschiedlichen Kriterien aufgebaut sind, bleiben diese unterschiedlich. Wenn man zwei digitale Informationssammlungen hat, kann man sie relativ leicht zu einer zusammenführen. Dass eine technische Entwicklung, die die Heterogenität zusammenfassender Ressourcen immer stärker propagiert, also zum Abbau von Verbindlichkeiten einlädt, zu einer Begeisterung für immer dicker, unübersichtlicher und zum Teil ausgesprochen gefährlich werdende verbindliche Regelsammlungen führt, auch außerhalb des Bibliothekswesens übrigens, hat mich wissenschaftssoziologisch immer fasziniert. Ich würde besonders der

Bundesrepublik hier auch eine gewisse Ängstlichkeit attestieren. Wenn man unser Angebot etwa vergleicht mit anderen digitalen Bibliotheken: Frankreich hat die Gallica, ist aber soviel ich weiß in so gut wie keinem internationalen Gremium vertreten, das sich mit den Standards digitaler Bibliotheken beschäftigt. Die Bundesrepublik ist in diesen Gremien eigentlich sehr gut vertreten, hat es aber noch nicht fertig gebracht, eine der Gallica vergleichbare Plattform zu bauen, auf der Dinge auch für andere sichtbar werden.

Herr Thaller, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Die Fragen stellte Sabine Baumann.

Gattermann sprach über die herausragenden Qualitäten des Kollegen als Beauftragter für den ThULB-Neubau mit den Worten, er sei ein »Glücksfall« gewesen, nicht nur für diese Bibliothek. Diesem Urteil werden sich auch viele externe Kollegen anschließen, welche von Herrn Herzogs vielfältigen Erfahrungen im Hinblick auf eigene Bauvorhaben profitieren konnten.

Ihre Meldungen für »Personalia« in ZfBB schicken Sie bitte an Martina.Leibold@gmx.de.

Geburtstage GEBURTSTAGE

85. Geburtstag

***BOR i. R. Dr. phil. Gottfried Wohlgemuth**, Göttingen SUB, Charlottenburger Str. 1, 37085 Göttingen, am 24. September 2005

75. Geburtstag

***Wiss. Ang. a. D. Architekt AKB Robert Klaus Jopp**, Fürstenstr. 6, 14163 Berlin, am 4. September 2005

***Ltd. BDir. a. D. Dr. phil. Jörg Jacoby**, Berlin SBB-PK, Liebigstr. 20, 35037 Marburg, am 8. September 2005

***OBR i. R. Dr. phil. Bernhard Stockmann**, Hamburg SuUB, Lattenkamp 82, 22299 Hamburg, am 21. September 2005

***OBR a. D. Dr. phil. Klaus Weyand**, Wuppertal StB, Wallstr. 105, 51063 Köln, am 8. Oktober 2005

***Ltd. BDir. a. D. Bernhard Adams**, Bochum UB, Klinikstr. 32, 44791 Bochum, am 11. Oktober 2005

70. Geburtstag

***OBR i. R. Dr. phil. Josef Dambauer**, Saarbrücken UuLB, am 14. September 2005

***BDir. i. R. Dr. phil. Ursula Preisberg**, Saarbrücken UuLB, Geißlerstr. 12, 66123 Saarbrücken, am 24. September 2005

***Ltd. BDir. i. R. Dr. phil. Manfred Vorholzer**, München Gen.-Dir. d. Bayer. Staatl. BB, Pfälzer-Waldstr. 73, 90469 Nürnberg, am 26. September 2005

***Ltd. BDir. a. D. Dr. phil. Martin Skibbe**, Hamburg UB d. Univ. d. Bundeswehr, Mühlenstr. 81, 21509 Glinde, am 28. Oktober 2005

65. Geburtstag

Dr. phil. Günter Glauche, DFG, München BSB, am 3. September 2005

***BOR Dipl.-Ing. Erhard Schmidt**, Clausthal UB, Daniel-Flach-Str. 2, 38678 Clausthal-Zellerfeld, am 4. September 2005

* Mitglied des Vereins
Deutscher Bibliothekare

Menschen MENSCHEN IN BIBLIOTHEKEN – MENSCHEN FÜR BIBLIOTHEKEN

Das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst hat Herrn **Dr. Klaus Ceynowa** zum Direktor bei der Bayerischen Staatsbibliothek und Stellvertreter des Generaldirektors ernannt. Dr. Ceynowa trat damit am 1. April 2005 die Nachfolge von Herrn Dr. Rolf Griebel an, der am 1. Juli 2004 die Position des Generaldirektors der Bayerischen Staatsbibliothek übernommen hat. Dr. Klaus Ceynowa wurde 1959 in Paderborn geboren. Nach dem Studium der Philosophie, Germanistik und Geschichte, das er mit dem Staatsexamen für das Höhere Lehramt und der Promotion in Philosophie abschloss, begann er seine bibliothekarische Laufbahn nach dem Bibliotheksreferendariat 1995 an der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. 2002 wechselte Ceynowa an die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, wo er als Leitender Bibliotheksdirektor die Funktion des Stellvertretenden Direktors der Staats- und Universitätsbibliothek wahrnahm. Dr. Ceynowa ist in der Fachwelt insbesondere durch seine Veröffentlichungen zu den Themen Organisation, Controlling und Kostenmanagement von Bibliotheken hervorgetreten.

Rainer Herzog, der Erste Stellvertretende Direktor an der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena (ThULB), ist zum 31. Dezember 2004 in den vorzeitigen Ruhestand gegangen. Die gesamte Belegschaft dankte mit einer stilechten Pergamenturkunde ihrem »Herzog Rainer« für 31 Jahre »sanftmütiger wie auch höchstlich nutzbringender Regentschaft«. Herr Prof. Dr.